

Kirchenblatt

für die reformierte Schweiz

Basel, 18. Nov. 1948 Druck und Verlag Friedrich Reinhardt AG · Basel 12 104. Jahrgang · Nr. 23

Erscheint alle 14 Tage Donnerstags. Abonnementsbestellungen sind zu richten an Friedrich Reinhardt AG., Missionsstraße 36, Basel 12, Telefon 4 38 90. Bezugspreis jährlich Fr. 16.—, halbjährlich Fr. 8.—; Ausland halbjährlich Fr. 1.50 Portozuschlag. Einzelpreis Fr. —.90. Postcheck V 145. Anzeigen nehmen der Verlag sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen. Preis 20 Cts. für die einspaltige Millimeterzeile, Ausland 25 Cts. Letzter Annahmetermin Montag Morgenpost. Ablehnung nicht geeigneter Anzeigen vorbehalten.

Inhalt: E. S.: Die letzte Posaune. E. Ochsner: Amerikanische Kirche und Theologie (2). Briefwechsel zwischen Jean Daniélou und Karl Barth. P. V.: Ein Dichter der Kirche Englands. Umschau. Bücherbesprechungen. Kleine Mitteilungen. Personal-Nachrichten.

Die letzte Posaune

Die Posaune wird erschallen, und die Toten werden auferstehen unverweslich. 1. Kor. 15, 52.

Die letzte Posaune ist der Inbegriff jenes gewaltigen Gottesbefehles, mit dem Gott die Toten heraufruft aus der Nacht der Verwesung und Vernichtung. Wenn die letzte Posaune ertönt, dann hat der Tod keine Gewalt mehr über den Menschen, dann wird der Ostersieg Christi sich auswirken am Menschen, dann darf der Tote aufwachen und auferstehen zu einem neuen Sein. Wenn die letzte Posaune ertönt, dann begegnet dem Menschen Jesus Christus, der an Ostern für alle Welt den Todesbann durchbrochen hat und seit Ostern jenseits der Todeslinie auf den Menschen wartet, um ihm hinüberzuhelfen in sein ewiges Reich. Wenn die letzte Posaune ertönt, dann geschieht in einem Augenblick, in einem Nu — «in einem Atom», heisst es im griechischen Text, will sagen: in einem, unteilbaren Zeitpunkt, an der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit — das grösste Wunder: Christus verwandelt unser altes Wesen in sein eigenes, verherrlichtes Sein! «Wir werden ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist!» (1. Joh. 3, 2). Abgetan wird dann sein das Bild des irdischen Menschen, das wir so freudvoll und notvoll getragen, und angetan werden wir dann mit dem Bilde des himmlischen Menschen, dem keine Not mehr widerfährt. Abgeschafft wird dann sein, was diesseits des Todes so verweslich, so in Schwachheit und Unehre ausgesät war, und neugeschaffen wird dann sein ein Leben in Unverweslichkeit, in Kraft und Herrlichkeit. Aufhören wird dann das Stückwerk unseres Daseins, und anfangen

wird dann das Sein in Vollendung und Vollkommenheit.

Beim Schall der letzten Posaune werden wir vieles zurücklassen müssen, von dem wir uns nach diesseitigem Ermessen nur schweren Herzens werden trennen können: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben, bezeugt der Apostel. Fleisch und Blut, das ist wohl zunächst unsere Körperlichkeit, aber mit ihr nun zugleich eine ganze Welt der Sinne, des Empfindens und Erlebens, eine ganze Welt der Formen, Farben und wohl auch der Töne. Die ganze Schönheit dieser Welt ist nur Stückwerk — und dies Stückwerk wird abgetan werden, wenn das Vollkommene kommt. Es wird also gut sein, wenn wir uns jetzt schon freihalten von letzten Bindungen ans Schöne und Beglückende, wenn wir uns auch ans Liebste nicht ewig binden, wenn wir den Stachel der Sehnsucht und des Heimwehs auch in den schönsten Stunden in uns tragen!

Beim Schall der letzten Posaune werden wir aber eines nicht zurücklassen können, das wir wohl in jenem Augenblicke gerne weitgehend verleugnen möchten: unser eigenes Ich mit seiner ganzen so belasteten und belastenden Vergangenheit. Dieses Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit, bezeugt der Apostel. Dies unser individuelles Sein und nicht irgendein allgemeines Sein wird ins Reich Gottes eingehen. Zusammengeballt werden die Jahre und Jahrzehnte unseres irdischen Daseins vor dem Richtstuhle Christi ans Licht gezerzt, «auf daß ein jeglicher empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse!» (2. Kor. 5, 10). Dies Offenbar-Werden vor dem Richtstuhl Christi wird die äußerste Bedrängnis für uns bedeuten. Da wird unser Selbst-Ruhm vernichtend getroffen werden. Da wird uns nur noch eines helfen können: daß da auf dem göttlichen Richtstuhle der barmherzigste Richter sitzt, der sich überhaupt denken läßt, ein Richter, der in unfassbarem Ausmaße selbst das Gericht für uns erduldet hat. Wohl uns, wenn wir

Ein Briefwechsel zwischen Jean Daniélou und Karl Barth

harrlichen Einführung der traditionellen Terminologie durch die dialektische Theologie, was als Neu-Orthodoxie verurteilt wird. Da Barth ausschließlich von Theologie, von Gott, von Jesus Christus, von der Kirche, also von Dogmen rede und dabei die Ethik, den Menschen, die Welt, die Soziologie, das Leben unberücksichtigt lasse, wird seine Theologie eher als hemmende Größe aufgefaßt in bezug auf das Handeln in der Welt, wo doch der Mensch besteht, wo er politische und ökonomische Entscheidungen zu fällen habe.

Zu solcher Beurteilung im Hinblick auf die amerikanische theologische Situation neigte selbst *Wilhelm Pauck* in seinem Buche über Karl Barth¹⁷, trotzdem er selber damals schon auf Grund seiner europäischen Herkunft die Gedanken der dialektischen Theologie verständnisvoll und positiv aufnahm. Barths Kritik an der liberalen Theologie kann nicht zurückgewiesen werden, führt er aus, denn die theologische Entwicklung von Schleiermacher bis Troeltsch hat zu einer inneren Krise geführt, welche so viel bedeutet wie die Infragestellung der spezifisch christlichen, ja überhaupt jeder Art von Offenbarung. Damit hat aber der Protestantismus eigentlich seine Substanz, nämlich die «Realität Gottes» verloren. Es ist das Verdienst Karl Barths, diesen verlorenen Schatz, nämlich die Transzendenz Gottes und die eschatologische Natur des religiösen Lebens wieder entdeckt zu haben. Die Theologen werden ihre Lehren korrigieren müssen «auf Grund der Erkenntnis der biblischen Einstellung» und des «unendlichen qualitativen Unterschiedes zwischen Zeit und Ewigkeit», d. h. auf Grund der Lebenssicht, welche mit den Worten «Krisis» und «existentiell» gekennzeichnet ist. Die Ausführungen Barths, welche sich auf den Sinn des Lebens beziehen, werden voll anerkannt. «Wir glauben, daß diese Lebensphilosophie wahr und tief ist. In ihrer Darstellung liegt die Stärke Karl Barths. Wir müssen nur bedauern, daß sie noch nicht ganz entwickelt wurde.» «Aber die existentielle Methode ist nur teilweise befolgt in seinen dogmatischen Darlegungen. Die hier benützte Methode ist charakterisiert durch die Uebernahme von kirchlicher Tradition und biblischer Autorität.» In der speziellen Theologie wird die dialektische Theologie empfunden als schließliche Wiedereinführung des christlichen Traditionalismus. Weil die Erneuerung einer theozentrischen Theologie bewerkstelligt wird durch die Rückkehr zu kirchlichen Aussagen aus der Vergangenheit, so zweifelt Pauck in diesem Buche noch, daß Barth das lösende Wort für die theologischen Probleme der Gegenwart habe.

Fällanden.

Ernst Ochsner.

(Fortsetzung folgt.)

In der französischen Wochenschrift «Réforme» (187) hat sich der Jesuit Jean Daniélou in einer «Frage an Karl Barth» über dessen Äußerungen in Amsterdam beklagt. Man muß immer wieder staunen, wie empfindlich die Katholiken (auch bei uns in der Schweiz) gegen jedes klare Wort sind, das die vom Papst dekretierte Trennung ernst nimmt, während sie die viel schrofferen Worte auf ihrer Seite (man denke an Spanien!) unwidersprochen hinnehmen. Darum halten wir es für gut, sowohl die Beschwärde Daniélous wie die offene Antwort Barths (beides nach dem Bulletin des EPD.) hier wiederzugeben. Um unsern Lesern selber das Urteil zu ermöglichen, ob wirklich Barth mit Gleichgültigkeit und sardonischem Lachen von der Trennung der Kirchen geredet habe, zitieren wir hier den betreffenden Abschnitt aus dem Vortrag in Amsterdam:

«Möchte uns diese Freiheit dann auch das bedeuten, daß das Seufzen oder die Entrüstung über die Absagen, die wir von den Kirchen von Rom und von Moskau erhalten haben, in den Verhandlungen unserer ersten Sektion einen möglichst geringen Raum einnimmt! Warum sollten wir in diesen Absagen nicht schlicht die gewaltige Hand Gottes über uns erkennen? Er gibt uns damit vielleicht ein Zeichen, durch das er uns jeden Wahn nehmen will, als könnten wir hier einen Turm bauen, dessen Spitze bis zum Himmel reicht. Er zeigt uns damit vielleicht, wie kümmerlich unser Licht bis jetzt noch war, da es offenbar noch nicht einmal in diese ändern, angeblich doch auch christlichen Bereiche hinüberzuleuchten vermochte. Er bewahrt uns damit vielleicht vor Gesprächspartnern, mit denen zusammen wir hier nicht einmal in einer unvollkommenen Weise Gemeinde sein könnten, weil sie, wenn auch aus verschiedenen Gründen, gerade die Bewegung von allem Kirchentum weg zu Jesus Christus hin nicht vollziehen wollen, ohne die Christen verschiedener Herkunft und Art nun einmal nicht miteinander reden, nicht aufeinander hören, geschweige denn zusammenkommen können. Und er stellt uns vielleicht gerade damit an einen sehr guten Ort, daß ausgerechnet Rom und Moskau darin einig zu sein scheinen, daß sie von uns nichts wissen wollen. Ich schlage vor, daß wir Gott nun eben auch darin loben und danken wollen, daß es Ihm gefällt, unsern Plänen in so deutlicher Weise in den Weg zu treten!»

Beigefügt sei noch der entsprechende Abschnitt aus einer Ansprache Barths an einer Sonderkonferenz der Reformierten während der Amsterdamer Konferenz: «Die dritte praktische Frage ist sehr wichtig. Sind wir Reformierte einig darin, daß das gilt, was ich dieser Tage zu meinem anglikanischen Freund (ich sage Freund!) gesagt habe, daß wir kein Bedauern darüber haben sollten, daß an unserm Präsidententisch kein Kardinal als Abgeordneter des Vatikans neben Marc Boegner gesessen hat? Wir sollten keine sentimental Tränen darüber vergießen, daß die römische Kirche nicht vertreten war. Wir sollten begreifen, daß sie so abgesagt hat, wie sie es tat. Sie konnte Amsterdam gegenüber keine andere Haltung einnehmen, als sie sie eingenommen hat. Sint ut sunt aut non sint. Dort wo man nicht mehr sagt Jesus allein, sondern Jesus und Maria, dort wo man auf Erden die unfehlbare Autorität aufrichtet, können wir nur absolut Nein sagen. Dort haben wir auch nicht irgendeine Verbindung, sondern wir stehen in der Situation der Mission oder Evangelisation. Das hat nichts mit Barth'scher Theologie zu tun, das ist reformierte Theologie. Calvin bezeugt es.» Red.

1. Frage an Karl Barth.

Unsere protestantischen Brüder, die die Abwesenheit von katholischen Beobachtern in Amsterdam tief geschmerzt hat, wissen vielleicht nicht, mit welcher leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, ja mehr: mit

¹⁷ *Wilhelm Pauck*: Karl Barth. 1931. S. 210—212, 217 bis 220.

was für Hoffnungen und Gebeten unzählige Katholiken diese Oekumenische Konferenz begleitet haben. Verhindert daran teilzunehmen durch ihre Treue einem anvertrauten Gut gegenüber, das sie nicht nur um ihret-, sondern um aller christlichen Brüder willen mit Unnachgiebigkeit zu hüten wissen, auch wenn ihr Herz dabei blutet, haben sie wenigstens leidenschaftlich diese Bemühung um Einheit begleitet, für die auch sie beten und arbeiten. Und man soll wissen, daß nicht darum keine Beobachter in Amsterdam waren, weil sich die Katholiken für die Oekumene nicht interessierten, sondern im Gegenteil, weil die ökumenische Bewegung auch im Katholizismus so stark geworden ist, daß sie geleitet und kontrolliert werden muß, soll sie nicht in offensichtliche Uebertreibungen geraten.

Ich habe mit Respekt und Gewinn die schönen Texte eines C. H. Dodd, eines Reinhold Niebuhr, eines Regin Prenter und eines E. Skydsgaard, eines Emil Brunner und eines Bischof Berggrav gelesen. Und ich fühlte mich, abgesehen von der Getrenntheit, die bleibt, mit fast allen ihren Gedanken verbunden. Ich fühlte mich mit ihnen wie mit Brüdern in Christus. Aber es wurden in Amsterdam Worte ausgesprochen, die das katholische Herz tief verletzten, von denen man sagen muß, daß sie nicht christlich waren, Worte, in denen die Trennung der Kirchen mit einer Gleichgültigkeit, fast Munterkeit hingenommen wurde und in denen ein sardonisches Lachen ertönte, das näher bei Nietzsche ist als bei Jesus. Ich meine die Worte, mit denen Karl Barth erklärt hat: «Ich bedaure, daß Sie den Papst nicht entschlossen ablehnen (*détestiez*). Und ich hoffe, daß wir nicht enttäuscht sind, daß kein vom Vatikan entsandter Kardinal an unserem Präsidialtisch sitzt... Ich möchte den Vorschlag machen, auf alle unnützen Tränen zu verzichten, die einige unter uns vielleicht wegen der Abwesenheit Roms vergießen möchten.»

Wir haben Karl Barth sehr geliebt. Wir danken ihm viel. Das haben wir immer gesagt. Und wir sagen es noch. Er hat die eigentlich biblischen Werte wieder entdeckt, und wie Péguy «sind wir keineswegs geneigt, uns, einigen kümmerlichen Frommen zuliebe, etwa darüber zu betrüben, daß uns die Wahrheit von daher zukommt, von woher wir sie nicht erwartet haben». Wir haben im Gegenteil einen wahren Anfang von Oekumenismus in dieser faktischen Gemeinschaft theologischer Arbeit zwischen den getrennten Kirchen gesehen. Wir haben in Barth den Ueberwinder eines dogmatischen Liberalismus geliebt, den wir so wenig schätzen wie er. Und wir liebten seine tragische Empfindung der Verantwortung des Predigers.

Wenn wir heute Nein zu ihm sagen, so geschieht das im Schmerz einer großen enttäuschten Hoffnung. Wir können die Munterkeit (*allégresse*), mit der er die Trennung hinnimmt, nicht gutheißen.

Und zwar nicht aus Gefühlsgründen, sondern weil sie uns als Aergernis erscheint. Nicht nur darum, weil darin der christliche Geist mißachtet wird, sondern weil sie einen Verrat des Wesens des Christentums bedeutet. Denn diese Munterkeit ist die Verneinung des Ernstes der göttlichen Liebe, von der Guardini spricht.

Die christliche Tragik existiert da nicht mehr, wo die Trennung hingenommen wird. Die christliche Tragik besteht ja darin, daß die Einheit Möglichkeit ist: Jesus Christus ist Wirklichkeit und wir haben keine Einheit. Die zu bequem von Barth angenommene Hoffnungslosigkeit erscheint leichtsinnig. Er triumphiert über das Böse wie über eine Rechtfertigung seiner Theorien. Man spürt darin ich weiß nicht was für eine Selbstzufriedenheit. Man spürt aber nicht den Gehorsam dem Worte Gottes gegenüber darin.

Barth hat uns geärgert. Eines tröstet uns: daß er auch mehrere unserer protestantischen Brüder geärgert hat. Es ist nicht nur der Katholizismus, es ist das Christentum selbst, das sich hier getroffen fühlt. Wir glauben zu stark an die Christlichkeit von Barth, um annehmen zu können, daß er das nicht gemerkt haben sollte.

Jean Daniélou.

2. Antwort an P. Jean Daniélou.

Reverendissime! Die Zerreißung der Einheit der Kirche Jesu Christi durch den Gegensatz zwischen Ihrer, der römischen Kirche und der sonstigen Christenheit ist uns allen, mir nicht weniger als Ihnen, eine betrübliche, eine peinliche, eine ärgerliche Sache. Darum ist es gut und recht so, daß wir einander in unseren Tagen gegenseitig ganz neu zum Gegenstand höchster Aufmerksamkeit geworden sind. Darum freuen wir uns über jeden persönlichen und sachlichen Kontakt, wo er zwischen römischen und nicht-römischen Christen und Theologen ohne Kompromisse, ohne Unklarheiten und in klar beschränkter Absicht möglich ist. Darum muß das Gebet um die Ueberwindung dieses Gegensatzes hüben und drüben ein Nerv alles Nachdenkens und aller Bemühungen um die Kirche sein und bleiben. — Da Sie mich offenbar wenigstens literarisch kennen, darf ich mich wundern, daß Sie mir eine andere Ansicht als diese zutrauen können. Und die öffentliche Anklage, die Sie in so bitteren Worten gegen mich erhoben haben, ist mir vollends unbegreiflich.

Es geht aber um die konkrete Frage, ob es zu bedauern und zu beweinen gewesen sei, daß die römische Kirche sich der Mitwirkung an der nun zu einem vorläufigen Ziel gekommenen «ökumenischen Bewegung» entzogen hat und darum in Amsterdam nicht vertreten war. Ich habe in Amsterdam in der Tat in starken Worten erklärt, daß dies nicht zu bedauern und nicht zu beweinen, sondern als eine

klare Fügung des Willens Gottes zu anerkennen und dankbar hinzunehmen sei. Merkwürdigerweise bezieht sich darauf Ihr Vorwurf, daß ich mit einem «sardonischen Lachen», näher bei Nietzsche als bei Jesus und allen guten Christen zum Aergernis, meine Gleichgültigkeit gegen die Frage einer Bereinigung zwischen Rom und uns anderen, ja meine Genugtuung über diese Uneinigkeit an den Tag gelegt habe.

Ich sage: merkwürdigerweise. Denn daß Ihre Kirche in Amsterdam nicht vertreten war, das beruhte doch auf einer klaren durch Ihre Kirche selbst und nicht erst heute geschaffenen Tatsache. Sie schreiben selbst, daß Sie, die römischen Christen, ein Depositum mit einer Intransigenz zu hüten haben, die Sie verhindern mußte, an unseren Bemühungen praktisch Anteil zu nehmen. Und das ist nicht Ihre Privatmeinung, sondern so hat sich der Papst wieder und wieder in aller Unzweideutigkeit ausgesprochen. Und Sie wissen so gut wie ich, daß er sich notwendig so aussprechen, daß Ihre Kirche sich Amsterdam gegenüber notwendig fernhalten mußte. Sie kann sich doch nicht mit anderen «Kirchen» an einen Tisch setzen, um die Frage nach der Einheit in Jesus Christus auf gleichem Fuß, in gleicher Demut und Aufgeschlossenheit mit ihnen in Beratung zu ziehen. Sie kann doch nicht zugeben, daß die Frage nach dieser Einheit nicht schon beantwortet, und zwar sehr einfach durch ihre eigene Existenz beantwortet sei. Sie kann uns anderen doch endlich und zuletzt nichts anderes zu bieten und mitzuteilen haben als die Einladung, unseren Irrtümern und Mißverständnissen zu entsagen und im einzig rechten Verständnis jener Einheit den einzig möglichen Weg dazu einzuschlagen: uns dem römischen Stuhl zu unterwerfen und eine vielleicht für unseren Gebrauch etwas abgewandelte modernisierte und gemilderte *Professio Tridentina* zu unterschreiben. Was kann Sie an unserer ökumenischen Sache interessieren als die vielleicht vorhandene Möglichkeit, daß sie uns auf irgendeinem Weg oder Umweg doch noch nach Rom führen könnte? Wofür können Sie beten, wenn Sie und wie Sie sagen, unzählige römische Christen die Amsterdamer Konferenz mit ihren Gebeten begleitet haben? Ich sehe nicht in die Herzen, das aber weiß ich auch ohne das, daß man als wirklich römischer Christ, Priester und Ordensmann in diesem Fall nur um die Realisierung oder um irgendeine Vorbereitung zur Realisierung dieser Möglichkeit beten konnte. So konnten Sie es jedenfalls nicht bedauern und beweinen, daß Ihre Kirche in Amsterdam nicht vertreten war. So mußten Sie Ihrer Sache sicher sein, daß das nun eben vom römischen Standpunkt aus nicht möglich war. Rom wäre nicht Rom, wenn es uns gar jenen Kardinal gesandt hätte. Daran war gerade von Ihrer Seite — ich erzähle Ihnen doch nichts Neues! — nichts zu beklagen. Das war vielmehr gerade von Ihrer Seite mit Herz und Mund

gutzuheießen, und das ist es, was Sie auch zweifellos getan haben.

Und nun sollten wir anderen bedauern, was Sie selbst nicht bedauern und ohne Ungehorsam gegen Ihre Kirche gar nicht bedauern können? Erlauben Sie uns, Reverendissime, unserer Sache mindestens ebenso gewiß zu sein wie Sie der Ihrigen. Wir unsererseits durften die Abwesenheit Ihrer Kirche in Amsterdam nicht beklagen, weil sie sich durch das, was Sie selbst ihre Intransigenz nennen, von dem gemeinsamen Suchen nach der Einheit in Jesus Christus, die der Sinn der ökumenischen Sache ist, ausgeschlossen hat. Unter den in Amsterdam vertretenen Kirchen waren manche von sehr ausgeprägtem Selbstbewußtsein, und ich bin froh darüber, selbst zu einer solchen zu gehören. Es ist aber in Amsterdam keine von diesen vielen Kirchen den anderen mit dem Anspruch gegenübergetreten, die allein seligmachende und unfehlbare Kirche zu sein, d. h. in ihrer Existenz die Frage, die uns gemeinsam bewegte, schon beantwortet zu haben. Wir standen uns faktisch als «Denominationen» gegenüber. Diese Grundregel unseres Zusammenseins und unserer Arbeit hätte durch etwa anwesende Vertreter Ihrer Kirche — vorausgesetzt daß diese Ihrerseits nicht unmöglich gewesen wäre — nur durchbrochen werden können. Sie hätten sich nicht neben uns, sondern (sichtbar oder unsichtbar) nur auf irgendeinen Thron irgendwo hoch über unseren Häuptern setzen können. Unter den Armen hat nun einmal gerade der Reiche, unter den Hungernden gerade der Satte, unter den Wandernden gerade der schon behaglich am Ziel Sitzende keinen Raum. Beides *zugleich* ist *zuviel* von uns verlangt: daß wir Ihren unbedingten Superioritätsanspruch ernst nehmen und uns nun doch nach Ihrer Anwesenheit hätten sehnen sollen! Nein, Ihre Mitwirkung in Amsterdam hätte nur bedeuten können, daß Sie uns so oder so zur Umkehr auf jenen einzig möglichen Weg hätten veranlassen wollen. Wir fragten dort nach dem Reich und dem Werk Gottes. Sie aber hätten uns nur zu verstehen geben können, daß dies bedeute: wir hätten uns zu dem Menschenreich und Menschenwerk Ihrer Kirche zu bekehren. So sind wir in Amsterdam weder mit dem Herrn der Kirche noch miteinander umgegangen. Und darum war es auch für uns keine bedauerliche, sondern eine gute, als klarer Wille Gottes erkennbare Sache, daß Sie in Amsterdam nicht zugegen waren. Sie hätten uns bei dem, was wir dort im Gehorsam unseres Glaubens wollten, nur stören und aufhalten können. Ihre Abwesenheit ersparte uns ein Aergernis und eine Versuchung. Dies ist es, was ich in Amsterdam angesichts gewisser Sentimentalitäten unklarer und ununterrichteter Köpfe, an denen es dort natürlich auch nicht gefehlt hat, meinte feststellen zu sollen. Versetzen Sie sich einen Augenblick auf unsere Seite! Sie sind klug genug, um mir

zugestehen zu müssen, daß diese Feststellung von unserer Seite aus ebenso notwendig war wie die Feststellung von Pius XII. und Ihre eigene Feststellung von Ihrer Seite.

Wenn wir uns darüber beiderseits in aller Ruhe und Nüchternheit verständigen, dann ist das keine Schädigung, sondern eine Förderung der Sache, von der ich am Anfang dieses Briefes geredet habe. Warum soll es uns nicht heilsam sein, bei diesem Anlaß von Amsterdam von neuem einzusehen, daß der Streit, in dem wir liegen, immer noch ein bißchen ernsthafter ist, als er uns in gewissen enthusiastischen Situationen erscheinen möchte? Gibt es eine Hoffnung in diesem Streit, so kann sie doch für Sie wie für mich nur in der Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit bestehen. Dann müssen wir aber den Mut haben, uns gegenseitig dort zu sehen, wo wir nun einmal stehen, weil wir dort stehen müssen.

Ihr Karl Barth.

Ein Dichter der Kirche Englands

Es war im vergangenen Juni im weiten Klostergarten von Kelham, dem friedvollen und geistbelebten Zentrum des Anglikanismus im Norden Englands. Zu dreien wandelten wir unter den winddurchrauschten Bäumen des Parks, in ein Gespräch über kontinentale Theologie vertieft: Fr. George Every, der feingebildete Kirchenhistoriker, der über das Schisma des Ostens ein Buch von profunder Gelehrsamkeit geschrieben hat und persönlich mit seinem struppigen Haarschopf und seiner gehemmten Rede so ungemein bescheiden wirkt; der junge Schweizer Theologe, der sich recht hilflos müht, in englischer Sprache über die Theologie und die geistigen Divergenzen der beiden großen Schweizer Barth und Brunner Auskunft zu geben; in der Mitte aber ein schlichter, liebenswürdiger, leicht angegrauter Mann, dessen offenkundige Herzensdemut und dessen so ganz unpräntiöses Auftreten nicht über seine geistige Bedeutung und Wirkungskraft hinwegtäuschen. Es ist der berühmte englische Dichter Thomas Stearns Eliot, der oftmals hier in klösterlicher Stille vom Tagewerk des Londoner Verlegers innere Erholung sucht. Eindruck macht mir nicht nur die Tatsache, daß er sich über den Gesprächsgegenstand so kundig erweist: Eliot preist Emil Brunner, der mit seiner Klarheit, seiner praktischen Sprache und seinem biblischen Realismus den englischen Denker unmittelbar anspricht, während er Barths Denken schon in der bohrenden Sprache und Methode, aber auch in seinem transzendenten Absolutismus fremdartig, aber vielleicht gerade darum «more attractive» findet. Eindrücklich aber ist noch vielmehr die Art, wie geistvoll und lebendig, bestimmt und sicher und doch ungemein zurückhal-

tend und bescheiden der Dichter seine theologischen Urteile als eine schlichte Laienmeinung ausspricht. Wirklich ein Vorbild für unsere oft so selbstsicher geführten theologischen Diskussionen! Ein festes Stehen in der Kirche als seinem geistigen Lebensraum und zugleich eine demütige Ehrfurcht vor der Kirche überrascht an diesem bedeutenden Geist.

Der soeben mit dem Nobelpreis für Literatur gekrönte T. S. Eliot darf füglich nicht nur als der bedeutendste gegenwärtige Dichter des englischen Sprachbereiches, sondern als Dichter der Kirche in einem spezifischen Sinne bezeichnet werden. Sein dem äußern Umfang nach sehr knappes, dem innern Gehalte nach aber eine Flut von angelsächsischem Schrifttum überragendes und aufwiegendes Werk will auf seiner letzten Stufe bewußt nichts anderes sein als Dienst an der Kirche, Interpretation ihrer Botschaft, Verkündigung und Verherrlichung ihres Glaubens. Und der Uebertritt des traditionell aus dem presbyterianischen Amerika stammenden, geistig aber von einem rein säkularen Aesthetizismus herkommenden Dichters zur anglikanischen Staatskirche (1927) war nicht nur privater Glaubensakt, sondern öffentliches Bekenntnis, das eine deutliche Zäsur in seinem Schaffen erkennen läßt. In seinen ersten Stadien war sein Dichten formal ein hartes Ringen um einen neuen Rhythmus und ein eigentümliches Formprinzip, das eigentlich der gesamten neueren Versdichtung Englands das Gepräge gab und um dessentwillen Eliot von der jungen Dichtergeneration Englands als der große Meister allgemein anerkannt wird. Inhaltlich aber bedeutete es eine satirisch-symbolische Kritik an der Banalität, inneren Zweideutigkeit und hohlen Schöngestigkeit der offiziellen Kultur. Die ersten Zeichen einer entscheidenden Ueberwindung dieses als «sophisticated style» gekennzeichneten und selbst von der Dekadenz angekränkelten Stadiums zeigen sich erst in dem eigenartigen Werk «The Waste Land» (1922), einer sprachlich für den Fremden freilich nur schwer zugänglichen Reihenfolge von symbolischen Gedichten. Formal sind sie in eigenartiger Paradoxie zugleich Stücke von höchster Vollendung und von zusammenhanglosem, abruptem Fragmentcharakter. Geistig aber ist hier das bisherige Hauptthema — die Kulturverzweiflung — zugleich auf die Spitze getrieben und überwunden; scheinbar sind sie Ausdruck eines absoluten Pessimismus gegenüber allem, was der bürgerlichen Kultur, Moral, Liebe, Ungeistigkeit und Glücksvorstellung das Gesetz gibt; in Wirklichkeit aber begleitet sie überall die Emmausfrage: «Who is the third who walks always beside you?» Als Antwort auf diese Frage zeigt sich ein Ringen um letzte religiöse Werte, und zwar sind es bewußt die Werte eines positiven Christentums und einer reinen und strengen Kirchlichkeit. Der Kulturpessimismus wandelt und konkretisiert sich in ein